

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 116.

Donnerstag, 20. Mai.

1915.

Klippen.

(28. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schede-Keller.

Nachdruck verboten.

Er konnte seine Frau nicht sehen — alles an ihr und dem Haus mußte ihn an die andere erinnern, die hier hätte walten müssen.

Jeden Morgen seit drei Wochen hatte er gedacht: in sechs Monaten werden wir verheiratet sein — jeden Abend sich gefreut, daß ein Tag weniger zwischen ihm und dem Glück lag.

Sie sollte sein Weib werden — ihm gehören — ganz.

Der Gedanke daran war ein Teil seines Selbst geworden, hatte bis in die Tiefen seiner Seele Wurzel geschlagen. Nun mußte er ihn gewaltsam herausreißen, ihn abhauen, wie man auf dem Operationstisch ein lebendiges Glied vom Körper trennt.

Das konnte er nicht auf sich nehmen. Konnte nicht mit der Sehnsucht in der Seele daran gehen, das alte, zerstörte Nest neu aufzubauen.

Er hatte nur noch einen Wunsch: fliehen!

Fort vom Haus, in dem alles von ihr sprach. Fort von den Menschen, denen gegenüber er sich bezwingen und die Wunde verbergen mußte.

Nichts mehr sehen — nichts mehr hören. Allein sein mit dem Schmerz.

Bermüdet — erschlagen — ein kranker Mann flüchtete er sich aus Berlin in sein Thüringisches Haus im Rauental.

Dort war es still — nein — tot.

Über das Haus — die Tannen — die Wiesen das Reichentuch.

Keine Vögel — keine Blumen — kein Leben mehr.

Nur die blasser Sonne und, wo man blicken konnte, nichts als der weiße Schnee.

Keine Menschen — kein Laut. Weit und breit die Einsamkeit.

Aber nun er wirklich allein war, wirklich nichts mehr hörte — nichts mehr sah, wuchs das Gefühl des Verlassenseins zum Gespenst! Er konnte den Blick und die Stimme eines Menschen nicht mehr ertragen — und ihm graute zugleich vor der Einsamkeit.

Es gab keine Rettung mehr für ihn.

Kein Raum zwischen diesen beiden Mühlsteinen, die ihn zermalmen würden.

Er war blind für den Frieden, den der Himmel auf die Schneelandschaft ausstrahlte, für die Vögel, die an sein Fenster klopfen und Brotkrumen begehren — für die Hohe der nahenden Abende, wenn das Licht aus den Tälern auszog und Purpur und Gold auf die Gipfel der Berge ausgoß.

Der Tag war ihm wie die Nacht, die Nacht wie der Tag.

Bieselos irrte er durch das Land, das voll war von den Erinnerungen an sie.

Hier hatten ihre Herzen sich gefunden — hier wollten sie die ersten Monate ihres Zusammenlebens verbringen — ganz allein — unter Wiesen und Tannen und dabei so reich und stark.

Einmal wollte er den Aufstieg zu den Rabenklippen wagen. Nach vierstündigem beschwerlichem Steigen mußte er den Versuch aufgeben. Es war unmöglich, an den mit Schnee und Eis bedeckten Felsen anporzuklimmen. Den halben Weg hatte er zurückgelegt — mit Händen und Füßen kletternd — immer zurückgleitend — immer wieder vorwärts dringend — der ganze Wille auf das Ziel konzentriert.

Doch er mußte umkehren — mit zerrissenen Händen und schweren Gliedern.

Durfte nicht einmal die Höhe erblicken; denn der Abend nahte und der Nebel fiel.

Da versagte wieder die Spannkraft, die ihn für einige Augenblicke hochgehalten hatte.

Erschöpft — mutlos ging er in sein Haus zurück. Hatte keine Augen für seine Frau, die seit einigen Tagen angekommen war. Konnte nicht die Wandlung sehen, die sich in ihr vollzog — kein Verständnis haben für die zärtlich bittenden Augen — die Lippen, die nur lieben und trösten — die Arme, die sich um seinen Nacken schlingen wollten.

Konnte nur an den verfehlten Aufstieg denken. Er hätte ihn nicht versuchen sollen. Hätte wissen müssen, daß keine Flügel ihn mehr trugen, daß er nie mehr auf der Höhe der Klippen stehen und ins Land der Sonne schauen würde.

— Weil sie nicht mehr bei ihm war. —

Eines Tages, es war im April und noch immer herrschte im Rauental der Winter, hielt es ihn nicht länger in dieser Leere und Stille.

Er floh die Einsamkeit, wie er das Treiben der Stadt gelassen war.

Spät am Abend kam er in Berlin an. Am anderen Tage ging er durch die Straßen und Plätze — aber es war nichts mehr da, das ihn fesseln und interessieren konnte.

Es erschien ihm selber fast unfassbar, daß ein Mensch solchen Umsturz im Leben vollziehen — solchen Reichtum — solche Armut schaffen konnte. So groß war das Verlangen nach ihr, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte, wenigstens das Haus zu sehen, in dem sie gewohnt hatte. Er nahm die Straßen, die er so gut kannte, und die dahin führten.

Nun stand er davor. Ein schmuckes Einzelhaus mit anstoßendem Gärtchen, wie sie in Berlin gar selten sind. Am Fenster hing ein Plakat: „Zu vermieten — Auskunst im Parterre des Nebenhauses.“

Er wandte sich dahin und sagte, er wolle sich das Haus ansehen.

Dienstbeflissen folgte ihm ein graubärtiger Pförtner und führte ihn durch die Räume, die sein Blick gesehen hatten.

Wie leer sie alle waren — still und ausgestorben. Ein Fremder zeigte ihm den Weg — öffnete die Türen — schloß sie hinter ihnen zu — vries die Unnehmlichkeiten der verschiedenen Zimmer — sagte, daß das Haus

nie lange unermüdet blieb und verschiedene sich schon darum gemeldet hatten.

Durch die Gänge hallten ihre Schritte. Die Türen waren geschlossen — man mußte sie aufstoßen, damit Licht in die verlassen Räume eindringen konnte.

Jetzt gelangten sie in das Wohnzimmer, das ganz voll gewesen war von ihrem Geist und ihrem Wesen. Er blickte auf einen kahlen Boden — nackte Wände — knarrende Türen.

Der Alte machte das Fenster auf. Die Sonne strömte herein, während er erklärte, daß dies das angenehmste und hellste Zimmer des Hauses sei; im stillen mußte er sich wundern über diesen merkwürdigen Mann, der zum Mieten einer Wohnung hergekommen war und sich nach nichts erkundigte.

Nickling schaute in den kleinen Garten hinaus, in dem die ersten Veilchen blühten. Wie oft hatten sie beide hier gestanden und hinaus geblickt und sich in ihrem Glück gefreut über jedes aufspringende Blatt und jede aufspringende Knospe.

Hier an der Tür hatte er Abschied von ihr genommen — zum letztenmal sie gesehen — sich von ihr weg- reifen müssen, von ihr, die sein Leben gewesen war —

Und andere würden nach ihm kommen und mit gleichgültigen Augen die Räume mustern — mieten das Haus, das sie gemietet — wohnen, wo sie gewohnt hatte.

Er konnte den Gedanken daran nicht ertragen. Ihm war, als brenne der Boden unter seinen Füßen. Er gab dem erstaunten Alten ein Trinkgeld in die Hand und eilte aus dem Haus — floh durch die Straßen und kehrte noch in derselben Nacht ins Rauental zurück.

— — — Oft in dieser schweren Zeit beschlich ihn der Gedanke an den Tod. Das war die Erlösung von dem nutzlosen Leben. Das war die Ruhe.

In einem alten, französischen Buche, das er seinerzeit mit Hilde gelesen hatte, hatte er die Verse gefunden und darüber gelacht — so übermütig — so sorglos, wie man lacht, wenn das Glück bei einem wohnt.

Und er hatte zu ihr gesagt: „Ich werde nicht „dans un coin“ — ich werde im Sonnenland sterben — denn du bist die Seele, die ich brauche — der Stern, der mir leuchtet.“

Nun war es doch anders gekommen. Er würde im Dunkeln sterben.

XVI.

Der Frühling war ins Land gezogen und fand Nickling so, wie der Winter ihn verlassen hatte.

Mit sorgenschweren Augen schaute Erna auf den Mann, der wie ein Toter unter den Lebenden wandelte. Sie drang in ihn, er solle wieder an die Arbeit gehen. „Wozu?“

Er suchte die Achseln.

Er war ein fertiger Mensch. Aus einem versiegten Born konnte keine Schaffenskraft mehr quellen.

Da kam eines Morgens ein langer, zärtlicher Brief von Röschen.

Sie schrieb aus Godesberg, ihrer neuen Heimat. Erzählte von ihrem Leben. Kannte ihn ihren lieben Onkel Hans. Sagte, sie sehne sich nach ihm und wolle ins Rauental fliegen, um ihn zu küssen. Wat, er möchte ihr antworten und recht bald für sie ein Märchen und für Mutter ein neues Buch schreiben. Sie hätten so lange nichts von seiner Arbeit gehört — er solle ja bald schreiben.

Sie sandte ihm mit dem Brief ein Bildchen, das mit ihrem Apparat aufgenommen worden war und fragte, ob er sie erkenne, sie habe während des Knipsens an ihn gedacht.

Ob er sie erkenne?

Er schaute auf das Bild lange — lange.

Seit Monaten schritt er über Gräber. Dieß sich mit- schleppen von den trübigen Tagen wie einer, der einem Leichenbegängnis folgt.

Jetzt zum erstenmal hielt er inne und blickte wieder auf etwas, das an Loben und Frühling erinnerte.

Sein Röschen mit den blauen Augen und Gold- öbchen.

Sie trug dasselbe Kleidchen wie damals, als er zum letztenmal mit ihr im Garten gestanden hatte. Hielt ihren Lieblingsteufel im Schoß und lachte — lachte —

Ihm war, als könne er es hören, als klinge ihm dies frohe Kinderlachen in der Seele nach.

Er wurde so weich.

Die Bitterkeit schwand. Der Nebel wich. Ein Licht- strahl hatte sich durchgerungen.

Das sollte seine Rettung sein. Dies Kinderlachen sollte sein Herz vor Verzweiflung bewahren und ihn hinfort begleiten durch Schmerz und Einsamkeit.

In jedem ferneren Briefe des Kindes leuchtete es auf und strahlte ihm entgegen.

Röschen ließ ihn jetzt nie mehr lange ohne Nachricht, es war, als fühle sie, daß er sie brauche.

Langsam — ganz langsam begann das Leben wieder in ihm zu spritzen.

Ihm war, als kehre er von den Toten zu den Men- schen zurück, — und es lag doch etwas Wohltuendes in diesem Wiedererwachen.

Er blickte sich um, — staunend, daß er noch lebe, daß am Rande der Abgründe noch Blumen blühten.

Nun sah er den Frühling, der jauchzend die Natur erfüllte — sah die Wiese, auf der die Schmetterlinge gaukelten — den Wald, in dem die Vögel sangen, — und in seiner Seele regte sich langsam eine Antwort darauf.

Juliet begannen sich auch seine Augen für die Front zu öffnen, die ihm gehörte und in seinem Hause lebte.

Der Schmerz hatte sie verwandelt — alle brach- liegenden Kräfte herausgelockt — die Seele durchwühlt und die Saat keimen lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaube welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Bismarck.

In Schönbrunn.

Wie Kaiser Franz Joseph im Kriege lebt.

Wien, im Mai.

Das große Gartenparterre vor dem „Lustschloß“ Schönbrunn. Ein riesiges Viereck. Ringsum uralte Bäume mit ganz jungem Grün. Viereckige Bäume, denn sie sind an Wipfeln, Zweigen und Ästen nach der abgezirkelten Garten- kunst Le Noires verschnitten. Kinder spielen auf den feinge- kiesten Wegen im Sand. Frauen aus den umliegenden Be- zirken sitzen auf den Bänken. Und über allem liegt breit, fröhlich und optimistisch die glitzernde Sonne dieser Früh- lingsstage. Über den Kindern, den Frauen, den Blumen, den Bäumen und der cremegelben Fassade des Schlosses mit den nilgrünen Fenstern, die nicht verschlossen sind. Ein feldgrauer Posten schreitet die Front des Schlosses ab. Nur einer! Ein Wurgendarm steht vor dem Schloß. Nichts regt sich, nichts be- wegt sich in der Spätmachmittagssonne. Verzaubert scheint Schloß und Park. Wie in diesen neun Monaten habe ich an irgendeinem Ort den Frieden so stark und sicher gespürt wie vor diesem Fenster, hinter dem die endgültigen Beschlüsse des Krieges, der Politik im Innern und Außern, der Landsturm- einberufungen und der Ernennungen im Offizierkorps vom Leutnant bis zum Armeekommandanten gefaßt werden. Dort oben, im zweiten Stockwerk, im Flügel links, ist das Fenster, das Fenster von Osterreich. Immer ist einer da auf dem wei- ten Platz, der es einem zeigt: „Sehen Sie dort, dort hinter dem Fenster sitzt der Kaiser.“ Und man steht da, gebannt und gespannt, vielleicht, daß man durch die Spalten der Ja- losien seine Gestalt erblickt oder den Schatten seiner Gestalt. Ganze Gruppen von Feldgrauen sammeln sich an. Sie haben trappweise in der „Penagerie“ den braunen Bären besucht, das Affenhaus, die buntgefiederten, kreischenden Papageien, sie haben lauter Ul! getrieben mit dem lauten Lärm der brüllenden Tiere, und nun umfängt sie feierlich groß und mit einer atemraubenden Andacht die ertönde Stille des Blases

vor dem Fenster des Kaisers. Ganz stille stehen sie da: Dauernburtschan aus der Steiermark, Bauern aus Ungarn, aus Galizien und der Bukowina. In diesem Schloß wohnt ihr oberster Kriegsherr, für den sie gekämpft, ihr Leben gewagt und geblutet haben: Hunderte, Tausende und Millionen Soldaten. Und er ist — wie es scheint — nur von einem einzigen Soldaten bewacht. Fast ungeschützt. Nur von der Liebe seines Volkes, seiner Wiener betreut. Und die Dauernsoldaten aus der Steiermark, Galizien und Ungarn schüttele die Köpfe, wirklich: sie haben das „allerhöchste Hoflager“ sich anders gedacht, von einem Wachordon umgürtet, von Parade und Prunk, starrenden Waffen und schimmernder Wehr umgeben, ein Kommen und Gehen, Auffahren und Schnarrpostentrufen. Aber nichts rührt sich.

Gächstens, daß ein prunkloser Diener in lobengrauer Livree auf der Terrasse erscheint und ein Fenster öffnet, oder: Im Schloßhof fährt ein rasches Auto vor, geschäftsmäßig, ohne „Gewehr- he- r- r- aus“-Ruf, und über die Weiße Treppe erschwindet ein eiliger Herr im Frack, Aktenbündel unter dem Arm: Ministerambienz.

In dem verzauberten, wie im Dornröschenschlaf verfunkenen Schloß wird vom Morgen bis in die Nacht rastlose Arbeit getan. Von allen Häusern der Stadt stimmen hier zuerst die Lichter der Arbeitslampe auf: um 1/4 Uhr am Morgen! Der Kaiser steht auf! Nach der militärisch raschen Toilette folgt das frugale Frühstück. K-Brot? Der Kaiser hatte persönlich Befehl gegeben, daß der ganze Hofstaat mit ihm gleich dem letzten Bürger des Reiches seine Brotkarte und sein Mißbrot erhalte. Bei der Brotkarte ist es geblieben. Und für den Hofstaat, zu dem nun schon seit Kriegsbeginn auch die Thronfolgergattin Erzherzogin Rita gehört, auch bei dem K-Brot. Für den Kaiser selbst setzte sein Leibarzt Dr. Herz endlich die Weibehaltung des gewohnten Gebäcks, wenigstens zum Frühstück, durch. Mehr gab Franz Joseph nicht zu. Und — zum Glück — bedarf seine Gesundheit kein Mehr, obwohl der Krieg auch physisch größere Anstrengungen an ihn stellt als der Friede.

Um vier Uhr schon setzt seine Arbeit ein. Bis sieben Uhr pißt sie der Aufarbeitung der während der Nacht eingelaufenen Depeschen. Besonders wichtige Nachrichten werden ihm auch während der Nacht sofort vorgelegt. Über seinen besondern Befehl wird der Kaiser in solchen Fällen aus dem Schlummer geweckt. Punkt sieben erscheint der Kaiser „mit frischen Sachen“, Punkt neun erscheint die erste Amtsperson: der Chef der Militärkanzlei, General Wolfras. Ihm folgt der Oberhofmeister, dann Freiherr von Schiegl, der Chef der Kabinettskanzlei, dann andere Personen zur „besonderen“ Audienz: der Minister des Auswärtigen, Baron Barian, der österreichische und der ungarische Ministerpräsident, Resorthefts usw. Besonders einer ist jetzt fast täglicher Gast: von ein paar Generalstäblern mit Kartenmappen begleitet, der elegante Reichskriegsminister v. Krobatin, der an der Hand von Detailplänen und ad hoc gearbeiteten Skizzen dem Kaiser Situationsberichte gibt.

Oft dauern diese Vorträge, bei denen Franz Joseph, der älteste General seiner Armee, mit seiner Meinung nicht zurückhält, bis zu zwei Stunden. Erst um 12 Uhr mittags, nach achtfündiger Arbeit, gönnt er sich die erste Pause einer scheinbaren Ruhe, während deren ihm das zweite Frühstück, ein Fleischgericht und ein Glas österreichischen Weins, auf dem Schreibtisch serviert wird. Dann folgt bis 1 Uhr der Spaziergang, der im Winter in den hohen, luftigen Zimmerräumen der „großen Galerie“ stattfand. Und wiederum Arbeit bis fünf: zwölf Stunden am Tag. Rastlos, Sonntags wie Wochentags. Das Leben ist sehr intensiv hinter den Jalousien des stillen Dornröschenschlosses. Dr. H. W.



Aus der Kriegszeit.

Die deutschen Frauen in London. Ein trübes Bild von der Lage, in die die in London lebenden deutschen Frauen durch die jüngsten Ereignisse geraten sind, zeichnet eine Mitarbeiterin der „Times“, von der man gewiß nicht annehmen kann, daß sie zu einer Übertreibung in der Schilderung der schwierigen Verhältnisse geneigt ist. Die Internierung aller Deutschen in England hat für die Frauen einen besonderen

Schrecken. Sie fragen, wo genügend Raum für sie gefunden werden soll — ihre Zahl beträgt viele Tausende — wenn die Unterbringung ihrer Ehemänner schon Schwierigkeiten gemacht hat. Fast alle alleinstehenden Frauen sind in ihr Vaterland zurückgeschickt oder mit Erlaubnis des Ministeriums, die nur sehr schwer zu erlangen war, nach den Vereinigten Staaten entlassen worden. Manche darunter weigerten sich, in das Vaterland zurückzukehren, da sie Infolge von Familienstreitigkeiten die Heimat verlassen und seit Jahren hier gelebt hatten. Als der Krieg ausbrach, gab es eine große Zahl von deutschen Frauen, die in London als Maschinenschreiberinnen, Handelsreisende, Studentinnen und Bergnügungsreisende weilten; aber diese sind mit wenigen Ausnahmen wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt. Die Frauen, die jetzt noch in England zurückgeblieben sind, sind in der Hauptsache englische oder deutsche Frauen von deutschen Männern, die interniert wurden, oder in mittlerem oder höherem Alter stehende deutsche Frauen, die so lange hier gelebt haben, daß sie die Verührung mit ihrer Heimat verloren. Ihr ganzes Gefühl steht trotzdem auf deutscher Seite, und sie machen keinen Versuch, dies zu verhehlen, wenn auch deutsche Frauen der höheren Klassen in der Gesellschaft von Engländern von sich aus jede Anspielung auf den Krieg vermeiden. Arbeit zu finden ist für die deutschen Frauen völlig unmöglich, abgesehen von einer merkwürdigen Ausnahme, der deutschen Köchin, deren Lage seit Ausbruch des Krieges vielen Schwankungen unterworfen war. In den größten Vermittlungsstellen für Dienstmädchen wurde behauptet, daß die deutschen Dienstmädchen fast überall entlassen worden sind und daß es nur noch sehr selten eine deutsche Köchin in einer englischen Familie gäbe. In einem der deutschen Frauenvereine erklärte man im Gegensatz dazu, daß zwar die deutschen Dienstmädchen zu Beginn des Krieges entlassen wären, daß aber später doch von Engländerinnen infolge der Dienstbotennot deutsche Köchinnen wieder angestellt wären, und diese Frauen sind, wenn die Ereignisse der letzten Tage sie nicht von neuem stellungslos gemacht haben, jetzt noch die einzigen deutschen Frauen in englischen Diensten. Natürlich haben diese Verhältnisse zu schweren Leiden unter den deutschen Frauen geführt. Nur ein Prozent von den deutschen Männern, die frei waren, hatten eine Anstellung, und so herrschte in vielen Fällen bitterste Not. Die deutsche Regierung gewährt durch amerikanische Vermittler ein Unterhaltsgeld von 10 Schilling in der Woche und 3 Schilling für jedes Kind, die durch die deutsche Wohltätigkeitsgesellschaft den Frauen der internierten Deutschen ausgezahlt werden. Die englische Regierung bewilligt 8 Schilling außerhalb des Umkreises von London und 10 Schilling innerhalb und außerdem 11/2 Schilling für jedes Kind für die englischen Frauen von internierten Deutschen. Da die Miete allein 6 Schilling in der Woche erfordert, reicht diese Unterstützung nicht weit. Natürlich herrscht unter den Frauen, deren männliche Verwandte in Deutschland kämpfen, eine tiefe Niedergeschlagenheit, die durch die Ereignisse dieser Tage noch erhöht wird. Jeder, der einen deutschen Namen trägt, gilt als verdächtig. Eine ausgezeichnete englische Archäologin, deren Familie seit über 80 Jahren im Lande lebt, kann nirgends Beschäftigung erhalten, weil sie einen deutschen Namen hat. Ein Hilfskomitee für Deutsche, Österreicher und Ungarn, die in Not sind, hatte sich mit über 3000 Fällen von Arbeitslosigkeit zu beschäftigen, ohne daß es Hilfe bringen konnte; es mußte sich wie auch andere Wohltätigkeitsvereine für Ausländer mit der Hilfe der dringendsten Not begnügen.

Von Papst Benedikt XV. erzählt ein Mitarbeiter der „Sera“ einige interessante persönliche Züge: „Vor einigen Tagen kam Benedikt XV., ein wenig ermüdet, durch eine lange Reihe von Audienzen mit ausländischen Diplomaten und Politikern, mit Franzosen, Belgiern, Deutschen, Engländern, Spaniern und Russen zurück. Mehrere Unterredungen hatten sehr lange gedauert; im Vorzimmer begegnete er einer Person, die ihm seit der Zeit seines Episcopats in Bologna sehr lieb war; er blieb stehen, hob lächelnd den Bologneser Gehmorn, der niedergelutet war, auf und fragte ihn: „Sie haben doch häufig Gelegenheit, in das Ausland zu gehen, geben Sie uns einige Nachrichten... Was sagt man von uns?“ „Überall“, antwortete der Gefragte, „hört man Bestürzungen wegen des glücklichen Ausganges, den die Arrangements Surer Heiligkeit besonders für den Austausch bezw. verurteilten Gefangenen genommen haben.“ Der Papst lächelte nicht mehr, ein Schatten von Hefer Trauer überzog

sein Gesicht, er machte eine unbestimmte Handbewegung, und dann sagte er: „Es ist wenig, es ist zu wenig . . . Ich möchte etwas ganz anderes tun!“ Das Gespräch erlitt eine lange und schmerzliche Pause, dann begann Benedikt XV. nach den letzten politischen Wahlen in Bologna zu fragen, ließ sich über Einzelheiten unterrichten und äußerte seine Meinung . . . Es war schon spät, und der Papst begab sich zu seiner bescheidenen Tafel. Er bedient sich dabei niemals des Fahrstuhls, um von dem Bibliotheksaal zu den Wohnräumen, die er in der letzten Loggia inne hat, hinaufzugelangen. „Wenn ich alt sein werde, will ich ihn benutzen“, sagte der Papst und wußte damit stets das Anerkennen, in dem Fahrstuhl zu gehen, zurück. Er fühlt sich noch durchaus nicht alt; seine Arbeitskraft ist außerordentlich. Um 6 Uhr früh hält er die Messe, und dann erteilt er bis nach 1 Uhr nachts eine Audienz nach der andern, erledigt zahlreiche Geschäfte und studiert, arbeitet, diktiert Denkschriften, schreibt an Bischöfe, an Diplomaten, an Herrscher in ausgezeichnetem Italienisch, Französisch und Latein. Seine Tafel ist sparsam und bescheiden, und er nimmt seine Mahlzeiten allein ein, vom ersten Tage ab gab er die Gewohnheit, mit seinem treuen Monsignore Vigone zu speisen, auf. Von dem Augenblick ab, in dem die Frage an ihn gerichtet wurde, bis zu dem Augenblick, in dem er sein stolzes „Accepto“ antwortete, schien eine Ewigkeit vergangen: der einsame und etwas reizbare ligurische Marschese, der aszetische Erzbischof von Bologna ist der unnahbare Herrscher der Geister geworden und entzieht seine schlichte menschliche Gestalt jedem Blicke.“

Englisches Theaterleben in Kriegszeiten. Nichts verblüfft die französischen und belgischen Besucher Englands so sehr wie der ständige englische Hunger nach Vergnügungen, auch unter den gegenwärtigen Bedingungen. Diese Feststellung machte ein Mitarbeiter der „Times“, um die Tatsache dann in der selbstgefälligen Art des echten Engländer zu erklären. Wer die Engländer gut kenne, würde nicht einen Augenblick annehmen, daß ihr Hang zum Vergnügen Oberflächlichkeit bedeute, daß sie zu viel Geld für Vergnügen ausgaben, so daß sie für die Leiden der Heimatlosen nichts mehr übrig behielten, daß sie, weil sie spielten, nicht auch arbeiteten. Es wäre nur einmal so die englische Art. „Im Beginn des Krieges, im August, sah es so aus, als sollten sie von ihrem Anspruch, nichts ernst zu nehmen, unanft befreit werden. Aber bald erhob sich das Theater wieder. Zu Weihnachten gab es bereits so viele Pantomimen und Stücke für die Kinder, wie immer, und ebenso viel Leute, die sie sich anschauen. Heute machen die Automobile und Wagen es nicht minder gefährlich wie früher, Coventry Street zwischen 11 Uhr und Mitternacht zu überschreiten, und volle Häuser in den Theatern sind nichts Ungewöhnliches. Was will man das englische Publikum sehen? Das ist auch heute eine schwer zu beantwortende Frage. Sicher ist das eine: es wünscht nicht die „smarte“ und leere Geschicklichkeit, die es vor dem Kriege bewunderte. Um dem Publikum zu gefallen, muß ein Stück einen festen Stoff haben, ein aufregendes Ereignis oder Humor. Herzen und Sinne müssen im Sturm erobert, die Gunst mit Gewalt gewonnen werden. Patriotische Stücke von Shakespeare bis George Sims (1) wirken gut. Andererseits haben Kriegsstücke und Kriegsepisoden ein sehr verschönerndes Schicksal. Ersthaftige Stücke über den Krieg werden nicht gewünscht — so konnte man wenigstens glauben, ehe M. Jonson seine vergrößerte Mischung von Lachen und Tränen „A Kommandantur“ gab. Bühnenbilder von Grausamkeiten und Schrecknissen sind nicht willkommen; man hat sie immer wieder versucht und schnell abgesetzt. In den Musikhallen finden es manche am besten, das Publikum von allen Gedanken an den Krieg abzulenken; andere wieder ziehen die Menge durch militärische oder „Mekritierungsgefänge und Bilder“ an. . . . Für die Schauspieler war der August der denkbar ungünstigste Augenblick; denn in diesem Monat werden die Pläne für die Herbsttournée in den Provinzen aufgestellt, die Schauspieler engagiert und die Proben begonnen. So ist die Lage der Schauspieler, die auf solchen Gastspielreisen beschäftigt sind, sehr schwer. Trotz der Besserung des Theatergeschäfts gibt es viele hart arbeitende Schauspieler und Schauspielerinnen, denen der Verlust von 13 Wochen oder mehr vom Herbstgastspiel einen nicht wieder gutzumachenden Schaden verursacht hat. Jene, die so glücklich waren, ein Engagement zu finden, mußten für herabgesetzte oder halbe

Wagen spielen, und selbst für einen Londoner „Star“ ist das Leben bei halber Gage schwierig. Die Maxregel war aber nötig, da ganz allgemein die Eintrittspreise in den Theatern um 30 bis 50 Prozent herabgesetzt werden mußten. Es gab wohl Ausnahmen, und in letzterer Zeit zeigte sich eine Tendenz, die Preise zu der üblichen Höhe zu erhöhen; man kann nur hoffen, daß in diesen auch die Schauspieler und Schauspielerinnen, besonders die Vertreter der kleineren Rollen, wieder die volle Gage beziehen. In einigen Gesellschaften, besonders in einem Repertoiretheater der Provinz und in den Musikhallen, wurde das System der Gewinnbeteiligung mit gutem Erfolge angewandt.“

Was man in England liest. Der Kenner, der von einem englischen Roman spricht, versteht darunter immer eine sonderbare Mischung von falscher Sentimentalität, versteht eine Diebesgeschichte oder zum mindesten einen Detektivroman. Die Literatur des 18. Jahrhunderts, die Romane Fieldings, Smollets, die Literatur eines Dickens, eines Goldsmith, so hat in England wenig Bewunderer, aber noch weniger Kenner. Die große Auflage all dieser Werke ist dadurch entstanden, daß Deutsche, die gern die gute Literatur in der Ursprache lesen, sie gekauft und bestellt haben, und in der deutschen Sprache sind diese Werke zuweilen sogar vergriffen, während man sie in England jederzeit haben kann. In England wird aber außerordentlich viel gelesen, und das Geschäft der Leihbibliotheken ist aus England zu uns gekommen, ebenso wie das Geschäft der billigen Bücher, die man schon zum Preise für 10 Pf. haben kann. Sind bei uns aber selbst die Verlagsanstalten bemüht, Schriftsteller von Namen zu bekommen, die gute Unterhaltungsliteratur für ein billiges Geld liefern können, weil die Romane und Novellen ihren Weg bereits gemacht haben, so hat man in England nur den Wunsch, aufregende und spannende Lektüre zu bringen. Ein Wort ist in jedem Roman, der sich eines guten Absatzes erfreut, zu finden, und die Statistik des vergangenen Jahres hat gelehrt, daß auf 1000 Romane immer 876 Detektivromane kommen. Die anderen sind sogenanntes Gesellschaftsromane, in denen in frömmelnder Weise den beteiligten Personen die Sünden der Sünde und Hölle, die Freuden der Frömmigkeit, namentlich der zur Schau getragenen Frömmigkeit geschildert werden. Der Sonntag ist in England ja zur Farce geworden, und nur in den Häusern bei geschlossenen Türen dürfen sich die Engländer am Sonntag betrinken oder so dem Spiele hingeben, daß der langweiligste aller Tage vergeht. Kein Theater, kein Konzert, um Himmels willen keine Zeitung am Sonntag, keine Briefe schreiben, ja nichts tun, was nach Ablenkung aussieht. Wohl gemerkt, was so aussieht, denn die Tatsache, daß sogar die englischen Frauen des Sonntags als ihre Aufgabe betrachten, sich einen Whisky-Schnaps anzurühren, läßt auf alles andere schließen. Diese zweite Sorte von Romanen darf also auch am Sonntag gelesen werden, denn sie erzieht das Volk zur Religion, so behaupten wenigstens diejenigen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, diese Romane in die Öffentlichkeit zu bringen. Das Eigenartige ist, daß viele reich gewordene Engländer, namentlich solche, die durch Kauf in dem Besitz von Schlössern gekommen sind, aus alter, vergangener Zeit stammend, es als ihre Pflicht betrachten, die Männer der Dichtkunst und der Philosophie in prachtvollen Lebereinband gebunden stehen zu haben, ohne aber auch nur jemals ein solches Werk in die Hand zu nehmen. Häufig kann man es erleben, daß man als Deutscher sich eine solche Bücherei mit einem gewissen Neid angesehen hat, denn der Deutsche liebt nun einmal die Bücher. Im Laufe des Gesprächs konnte man dann zu der Familie sagen: „Ob, ich liebe Fielding.“ oder ich habe mich viel mit Moore beschäftigt, ohne daß auch nur ein Familienmitglied ahnte, was und wer damit gemeint sei. Die Werke dieser Herren aber standen herrlich gebunden auf den Brettern der Bücherei. Nun wäre man geneigt, anzunehmen, daß nur die weniger gebildeten Engländer wenig lesen oder in ihrer Literatur und in der anderer Länder nicht zu Hause sind. Weit gefehlt. Das Schlagwort des Engländer ist nicht wie bei uns, „es ist ein gutes Buch“, sondern „es ist ein unterhaltendes Buch“. Das heißt, daß man Nerventzittern und Aufregungen erlebt, wenn man es liest, daß man mindestens eine Detektivjagd mitemacht, die natürlich vorher ausgeklügelt wurde, und von der sich der mehr als naive Leser blenden läßt. Denn der Engländer ist der naivste Leser, den man sich vorstellen kann, nur dadurch konnten auch die „Werke“ eines Conan Doyle ein derartiges Aufsehen erregen, und ein Mann wie Wilde, der den Engländern einmal seine Meinung sagt, wird dort drüben kaum gekannt. Erst die Deutschen mußten kommen, um Engländern, die nicht nur das selbste Unterhaltungssatz schrieben, zu einem Ansehen zu verhelfen.